

Einundfünfzig Schattierungen von Grau

Zwischen Tradition und Modernität: Das Pariser Musée Jacquemart-André zeigt den dänischen Eigenbrötler Wilhelm Hammershøi.

PARIS, im März

Auf den ersten Blick betrachtet bleiben die Gemälde von Wilhelm Hammershøi eigenartig leer oder unbelebt. In seinen Landschaften grast keine Kuh und fliegt kein Vogel, in seinen Stadtsichten gibt es keine Passanten, und die Bäume zeigen sich kahl. Jedes seiner Gemälde, bis hin zu den Porträts, ist mit strenger Klarheit aufgebaut. Wenn Hammershøis Interieurs, für die er am bekanntesten ist, nicht gänzlich menschenleer bleiben, steht oder sitzt eine knöchellang in Schwarz gekleidete Frau mit weißer Schürze im Zimmer. Meist wird sie in Rückenansicht gezeigt, in Gedanken versunken oder in eine unsichtbare Lektüre vertieft. Das Licht fällt hell auf ihren Nacken und eventuell, wie im Gemälde „Rast“ von 1905, auf gekräuselten Haarflaum, der dem aufgesteckten Dutt entkommt – ein erotischer Höhepunkt bei Hammershøi. Die Titel geben trockene Beschreibungen zur Ordnung der Gemälde: „Interieur mit Ecke vom Esszimmer Strandgade 30“, „Interieur mit Frau in Rückenansicht“, „Interieur mit Frau, die Blumen in eine Vase stellt“ et cetera. Und doch sind diese Zimmerbilder alles andere als realistische Darstellungen. Hammershøi leert den Raum von allem Wohnlichen, nimmt ihm lebendige Farben, dämpft die verbleibenden braunen, grünen oder blauen Töne mit einem deutlichen Einschlag ins Graue ab, bis hin zu einer Palette zwischen Beigeweiß und Grauschwarz. Oft lässt er die Konturen in seinen strengen Kompositionen verschwimmen. Diese leichte Unschärfe trägt dazu bei, seinen Szenen einen irrealen, rätselhaften und entfremdenden Charakter zu geben. Denn bei Hammershøis Gemälden blickt man auf mehr als nur vordergründig karge Zimmerfluchten, auf mehr als befriedete häusliche Szenen, in denen die Kunst der protestantischen Sparsamkeit nichts als Tugend wäre. Der Betrachter dringt mit jedem Gemälde in einen wie schalldämpften Seelenraum des Malers ein, dessen Stille beunruhigend wirkt.

Das Erstaunliche an Wilhelm Hammershøi ist, dass er keinerlei erklärenden Kommentar zu seiner Malerei hinterlassen hat. Es gibt kein künstlerisches Statement, kein Manifest, und einer Tendenz seiner Zeit lässt er sich schon gar nicht zuordnen, weder den biedereren, im Akademischen verhaftet bleibenden dänischen Interieur- und Landschaftsmalern des achtzehnten Jahrhunderts noch etwa den Symbolisten. Gänzlich unberührt blieb er von den Avantgarde-Bewegungen seiner Zeit, von Impressionismus, Fauvismus oder Kubismus. Der 1864 geborene Hammershøi ist ein wortkarger Solitär in der Malereige-



Meister der fragilen Balance: Im Gemälde „Lesender“ von Wilhelm Hammershøi steht alles auf der Kippe.

Foto Hirschsprung Collection

schichte, der sich auch jeder postumen Psychologisierung entzieht. Seinen Nachlass hat er vernichten lassen, als er 1916 mit 52 Jahren an Krebs starb. So wenig kommunikativ der Maler gewesen ist, so rätselhaft bleibt sein Werk. Umso mehr fasziniert es.

Nachdem Hammershøi nach seinem Tod allmählich in Vergessenheit geriet und erst in den neunziger Jahren wieder-

entdeckt wurde, gab es 1997 im Pariser Orsay-Museum und 2003 in der Hamburger Kunsthalle Retrospektiven. Es wurde Zeit für eine neuerliche umfassende Ausstellung. Das Pariser Musée Jacquemart-André zeigt mit etwa vierzig Gemälden eine repräsentative und noch dazu wunderschön – thematisch – gehängte Schau des „Meisters der dänischen Malerei“. Er war ein langsam und gründlich arbeitender

Künstler und hat, obwohl er schon sehr jung mit der Malerei anfang, nur weniger als vierhundert Werke hinterlassen. Aufschlussreich an der Pariser Ausstellung ist es, dass die beiden Kuratoren, Jean-Loup Champion und Pierre Curie, Hammershøis Werk auch mit Gemälden seiner engen Malerfreunde und seines ebenfalls malenden Bruders Svend konfrontieren. Es macht seinen einzigartigen

Stil im Spannungsfeld zwischen Tradition und Modernität deutlich, bis hin zu einer abstrahierenden Behandlung des Raumes. Gerade im Vergleich zu Carl Holsøe oder Peter Ilsted etwa fällt die Geometrisierung der Bildräume auf. Hammershøi verwendet seine Wohnung als Atelier, aber, das zeigen Fotos in der Ausstellung, es interessiert ihn dabei nicht, sein wirkliches Interieur darzustellen. In der von allem „Pittoresken“ bereinigten Bildszene findet nur Gnade, was der Linienführung oder der Arbeit an der Wiedergabe des Lichtes dient. Man könnte eine Parallele zu Jan Vermeer ziehen und überhaupt zu den Zimmerfluchten mit offenen Türen und lichtpendenden Fenstern der niederländischen Interieurmalerei. Aber der Vergleich mit den Künstlern aus Hammershøis Umgebung macht auch dessen eigenwillige malerische Konzentration auf die Fläche deutlich. Auf nur vordergründig leeren Wänden und freien Bodenflächen arbeitet er an der Empfindung von Licht und schafft meisterhafte Farbtexturen auf seine Leinwand, die an monomanische Maler wie Giorgio Morandi denken lassen.

Der kunsthistorisch hochgebildete Wilhelm Hammershøi war alles andere als ein dänischer Provinzler. Er reiste nach Frankreich, Italien, Deutschland und England. Immer wieder stellte er auch im Ausland aus und erfuhr schon frühzeitig Anerkennung. Dennoch ist er mit seiner Malerei immer in seiner direkten Umgebung geblieben. Wie den Interieurs nimmt er seinen weithin unbelebten dänischen Landschaften jegliche Farbigkeit, gibt ihnen einen entfremdenden Stich ins Graugrüne, Graublau, Fahl. Nur an der Horizontlinie „passiert“ etwas, eine ferne Reihe Bäume etwa trennt die flache Weite der Wiesen und Felder von den hohen Himmeln seiner Heimat. Für Porträts und die Figuren seiner Zimmerbilder stehen von Anfang an die Familie und enge Freunde Modell. 1890 malt er seine Verlobte Ida Ilsted, Schwester des Malerfreundes Peter Ilsted. Sie steht daraufhin für fast alle weiblichen Figuren Modell. Rainer Maria Rilke begeisterte sich vierzehn Jahre später in einer Düsseldorfer Ausstellung für dieses erstaunliche Porträt, in dem Ida wie abwesend und für sich – keinesfalls für einen Betrachter – auf einem Stuhl sitzt. Er besuchte daraufhin Hammershøi in Kopenhagen.

Auch Hammershøis Hauptwerk aus der Stockholmer Thielska Galleriet ist in Paris zu sehen. Das monumentale Gemälde „Fünf Porträts“ zeigt in einem radikalen Bildaufbau und mit dunklen Farbnuancen die engen Freunde des Malers, wobei jeder für sich in eine andere Richtung schaut. Sie sitzen an einer weißgedeckten Tafel (der Gedanke an einen Sarg kommt dennoch auf), die nichts als ein paar Gläser ziert. In dieser seltsam morbiden Atmosphäre eines Letzten Abendmahls entschärfen nur die aufmüppig auf einen Hocker hochgelegten Füße Carl Holsøes – die Schuhsohlen strecken sich groß in den Vordergrund – den strengen Geist dänischer Proportionalen. BETTINA WOHLFARTH

Hammershøi, le maître de la peinture danoise. Im Musée Jacquemart-André, Paris; bis zum 22. Juli. Der Katalog in französischer Sprache kostet 39 Euro.

Kein Suchtgeld mehr

Britische Museen denken um

In Großbritannien mehrcht sich die Zahl der Museen, die keine Spenden mehr von der Sackler-Familie annehmen wollen, weil diese ihr Vermögen weitgehend dem suchterzeugenden Schmerzmittel Oxycontin verdankt. Nachdem die Londoner National Portrait Gallery ein Spendenangebot in Höhe von einer Million Pfund ausgeschlagen hat, verkündete auch das Tate-Imperium, dass es keine weiteren Schenkungen von den Sacklers annehmen werde. Unterdessen wurde bekannt, dass die renommierte South London Gallery bereits im vergangenen Jahr eine Spende in Höhe von 125.000 Pfund erstattet hat. Vergangenen November hatte die amerikanische Fotografin Nan Goldin gedroht, ihre Mitwirkung an einer von der National Portrait Gallery geplanten Schau ihres Werks zu verweigern, wenn es zur Spende der Sackler-Stiftung käme. Sie fordert die Entfernung des Stifternamens von den begünstigten Institutionen. Das brächte allein auf der Insel zahlreiche Institutionen vom Victoria and Albert-Museum über die Tate und die Serpentine Gallery bis hin zur Universität Oxford und dem National Theatre in Verlegenheit. G.T.

Husch Josten

Preis der Adenauer-Stiftung

Husch Josten erhält den diesjährigen Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung. Die Jury zeichnet die 1969 geborene Kölner Publizistin für ihre „fundierten und bestens recherchierten, nie aber lehrmeisterlichen, vielmehr lakonischen und leichten, spannungs- und humorvollen“ Romane aus, die heikle Themen behandeln wie Terrorismus und Fundamentalismus, Freiheit des Gewissens und Menschenwürde, „eingebettet in die Lebensgeschichten von Menschen, die uns faszinieren“. Zuletzt erschien von Josten der Roman „Land sehen“. Der mit 20.000 Euro dotierte Preis wird am 16. Juni in Weimar überreicht. F.A.Z.

Gespräch mit der Grünen-Politikerin Helga Trüpel

Den Plattformkapitalismus müssen wir einhegen

Europa und die Konzerne: Was passiert, wenn das neue Urheberrecht kommt oder wenn es nicht kommt

Sie haben ein Manifest zur EU-Reform des Urheberrechts aufgesetzt. Das Europäische Parlament, dessen Mitglied Sie für die Grünen sind, stimmt am Dienstag über die Reform ab. In Ihrem Manifest ist die Rede von einer „Ordnungspolitik für die digitale Welt“, die „ein offenes und faires Netz“ sichert. Warum haben Sie dieses Manifest verfasst?

Weil es mir ganz wichtig ist, noch einmal zu verdeutlichen, warum es bei der Urheberrechtsreform geht. Es geht darum, das Netz fairer zu machen, die Gewinne nicht den neuen Monopolisten zu überlassen, die Urheber endlich angemessen an den Gewinnen zu beteiligen und das Urhebervertragsrecht zu stärken, ohne Zensur, ohne generelle Uploadfilter. Ich habe das Manifest aufgesetzt, weil es mich nervt, dass so viele Fälschdarstellungen unterwegs sind. Ich möchte klarstellen, dass es und warum es bei dem Kampf gegen die Wertschöpfungs-lücke, den sogenannten Value Gap, geht.

Darum geht es auch im umstrittenen Artikel 13 der Urheberrechtsrichtlinie?

Es geht darum, dass die großen Plattformen, die Monopole bilden – Google, Facebook, Youtube –, Inhalte von Dritten, an denen sie nicht die Rechte haben, mit Werbung verbinden, damit sehr viel Geld verdienen und die Urheber nicht angemessen beteiligen. Das ist kein faires Business-Modell. Ich möchte eine gesetzliche Grundlage für Lizenzverträge schaffen. Ich habe nichts dagegen, dass Zugang zu den Werken geschaffen wird, das wünschen sich die Urheberinnen und Urheber selbst, aber eben zu fairen Bedingungen. Das ist der Sinn von Artikel 13, der jetzt zu Artikel 17 geworden ist. Es geht darum, die Auswüchse des Plattformkapitalismus einzuhegen und diesen auf die

Grundlagen der sozialen Marktwirtschaft und des europäischen Binnenmarkts zu stellen. So wie wir das in der analogen Welt auch halten.

Bei Artikel 13, jetzt Artikel 17, reden aber alle nur über „Uploadfilter“. Es ist die Rede von „Zensur“ und vom „Ende des freien Internets“.

Das ist ein geniales Framing, wie beim Brexit der Spruch „Take back control“. Niemand in Europa will Zensur, ich selbstverständlich auch nicht. Ich habe immer für Menschenrechte und Meinungsfreiheit gekämpft. Das ist die Grundlage unserer Demokratie. Und ohne Qualitätsjournalismus gibt es keine Demokratie. Deshalb waren auch diese Hashtags „Censorshipmachine“ und „Uploadfilter“ so eingängig, weil alle Meinungsfreiheit, kulturelle Vielfalt und Zugang wollen. Aber

fair sind die Verhältnisse nur gestaltet, wenn die geistige Arbeit, wenn der Erwerbsurheber, angemessen bezahlt wird.

Wieso ist das in Ihrer Partei umstritten? Warum steht ein Teil der Grünen in Opposition zu Urhebern und Künstlern und verfolgt eine Linie, von der ich sagen würde, dass sie nur den Tech-Konzernen nutzt?

Weil sie nicht glauben, dass sie dem Geschäft der Konzerne in die Hände spielen. Sie treten für ein freies Internet ein. Es gibt einen Aktivismus, der sich gegen die sogenannten „Verwerter“, also zum Beispiel Verlage, richtet und sich das Internet so vorstellt, dass es dort eine Eins-zu-eins-Beziehung zwischen dem Urheber und dem Plattformbetreiber gibt. Wenn man sich das so ausmalt, erscheinen die Konzerne als Befreier und nicht als die größten Raubkopierer, die sie tatsächlich sind.

Das verfängt bei den Grünen, deren Jugend bei den Anti-Urheber-Demos am Samstag mitgelaufen ist?

Es gibt Kulturpolitiker bei den Grünen, die meine Position teilen. Aber bei den Grünen hat auch, wie in der SPD, in Teilen der CDU und der Liberalen, diese Piraten-Denke Einzug gehalten, die sich gegen vermeintlich überkommene Autoritäten richtet. Und diese Autoritäten heißen dann eben Bertelsmann oder Rowohl. Es gibt in der Netzszene eine Menge Leute, die hassen Verlage, hassen Verlagsgesellschaften und hassen diejenigen, die direkt mit den Künstlern zusammenarbeiten. Sie glauben, dass es ohne all diese Kulturvermittler geht. Ich trete für ein kulturelles Ökosystem ein, in dem Urheber und ihre Vermittler zu ihrem Recht kommen. Das nennt man nachhaltige Kulturpolitik.

Wenn man sich anschaut, wie die „Debatte“ geführt wird, mit ihren Auswüch-



Helga Trüpel

Foto dpa

Missbrauch am Theater

Martin Kušej's desaströser Abschied aus München

Theater, A-Premiere im großen Haus, Münchner Residenz, knapp neunhundert Zuschauerinnen und Zuschauer sitzen um 19.30 Uhr pünktlich auf ihren Klappsesseln. Fast neunhundert. Ein Pasolini-Dante-Abend ist angekündigt, kein Stück, sondern eine Stückentwicklung entlang des bis heute nicht aufgeklärten Mordes am Dichter und Filmregisseur. Dauer der Vorstellung: zwei Stunden ohne Pause. Ein italienischer Autor, ein italienisches Regieteam, die letzte große Premiere unter Intendant Martin Kušej, der im Sommer ans Wiener Burgtheater wechselt – gewissermaßen also sein Abschiedsgruß an die Münchner.

Der Vorhang geht hoch, sechs Schauspieler in Jeans und Lederjacke treten auf, einer von ihnen legt sich vor seinen Alfa Romeo und wird von den anderen in immer neuen Varianten verprügelt – eine halbe Stunde lang Stumm-Show. Dann springt ein Vergilimitator aufs Verdeck und krächzt wie ein Rabe, dann rappt einer röchelnd über den Höllenbewohner Filippo Argenti, dann fährt von links eine Telefonzelle herein, und die jungen Männer ziehen sich ihre weißen Unterhosen herunter und hüpfen, kreischen und bumsen im Stroboskoplicht, am Ende wird Pier Paolo dann an seinem Geschlechtsteil durch die Arena gezogen. Wozu das beschreiben? Wozu das kritisieren? Einen Abend, der offensichtlich weder etwas zu erzählen noch zu zeigen hat. Bei dem jedes Bild vor Kitsch trieft, jede Geste nichtssagend pseudo, jedes gesprochene Wort ganz und gar wertlos ist. Bei dem die Körper der Schauspieler wie Dreck behandelt werden, zum Anschauungsobjekt degradiert, vorgeführt wie billige Ware. Warum darüber schreiben und nicht stillschweigend darüber hinweggehen, Augen zu und durch?

Weil man der sogenannten Kulturföfentlichkeit klipp und klar machen sollte, was da Unterirdisches an einem ihrer größten und prestigereichsten Theaterhäuser geschieht. Was einfach so über die Bühne geht, ohne dass irgendeine oder irgendeiner sich dem in den Weg stellt. Es geht nicht um Nazis, schwarze Hautfarbe oder Frauenkörper – also können wir das so durchgehen lassen. Ist das inzwischen die Reflexionseinstellung bei Intendant und Dramaturgie an einem so zentralen Theater wie dem Resi? Denn nicht ein Regisseur und Autor, sondern an diese hauseigenen Stellen muss man die Anzeige als Erstes richten: Sie sind verantwortlich für das, was auf ihrer Bühne gezeigt wird.

Ein Intendant hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, jede Inszenierung vor der Premiere zu prüfen und zu entscheiden, ob er sie seinem Publikum im großen Haus (nicht auf der Studiobühne!) präsentieren will. Besonders dann, wenn er ein so mächtiger Mann ist wie Kušej, der als zukünftiger Burg-Direktor sicher keine Angst davor haben muss, ihm könne das nächste Mal jemand beleidigt absagen, weil er ein kritisches Wort geäußert hat. Und die Dramaturgie ist ja theoretisch das intellektuelle Kraftzentrum jedes Theaters, hier wird das Spielzeitprogramm inhaltlich bestimmt. Sie müsste einschreiten, wenn so gedanklen- und aggressiv inhaltslos inszeniert wird wie hier. Nicht zuletzt auch, um das Ansehen der Schauspieler zu schützen, denn sie sind es, die sich am Ende ausbuen lassen müssen, wie es hier im Lauf der Vorstellung mehrmals geschieht. Wenn alle anderen Kontrollinstanzen versagen, dann müsste sich in letzter Konsequenz allerdings auch ebenjenenes Ensemble zusammenschließen und sich der rufschädigenden Demütigung, die ein Spiel unter so einer skandalös dämlichen Regie für sie bedeutet, verweigern.

Sechs Vorstellungen sind noch bis zum Ende der Spielzeit angesetzt (die Frage nach der finanziellen Verhältnismäßigkeit einer solchen Produktion bleibt besser außen vor). Dass die Schauspieler schon in der dritten Vorstellung vor halbleerem Haus spielen werden, ist durchaus anzunehmen. Ist das nicht Missbrauch? Missbrauch der Schauspieler, Missbrauch der Zuschauerinnen und Zuschauer, Missbrauch Pasolinis, Dantes, Missbrauch des Ortes, der wertvollen Institution Bühne. Was gäbe es hier heute nicht Wesentliches zu verhandeln, was ein wichtiger Gefühlsstoff und politischen Spiegelgeschichte zu erzählen. Man darf nicht einfach drüber hinweggehen, man muss sich verletzt zeigen, beleidigt, wenn nicht gar – um das mächtigste Banwort der Stunde aufzurufen –, „diskriminiert“ von diesem aggressiv antiästhetischen Aufstoßen eines selbstzufriedenen Regie-Anything-goes. Denn das, was durch so eine Inszenierung als Ganzes auf dem Spiel steht, ist viel zu wichtig, viel zu schön und zu ernst, um einem, der sich anschiekt, der mächtigste europäische Theatermann zu werden, so einen Abschiedsabend einfach müde abwendend durchgehen zu lassen.

SIMON STRAUSS

Was passiert, wenn die Urheberrechtsrichtlinie vom Europäischen Parlament am Dienstag nicht angenommen wird?

Dann ist das ein trauriger Tag für die Urheberinnen und Urheber und für Europa. Dann werden die Netzaktivisten und die Silicon-Valley-Konzerne jublieren. Dann haben sie gemeinsam einen sinnlosen Marktregulierungsversuch zerstört. Ich hoffe aber, dass sich das europäische Selbstbewusstsein, den amerikanischen Monopolen Regeln zu setzen, durchsetzt.

Helga Trüpel ist seit 2004 Abgeordnete des EU-Parlaments. Sie gehört der Fraktion Die Grünen/Europäische Freie Allianz an. Von 1991 bis 1995 war sie Kultursenatorin in Bremen.

Das Gespräch führte Michael Hanfeld.